

Artikel für Jugendpolitik #3/Dezember 2014 „alle inklusive“, Herausgeber: Deutscher Bundesjugendring

Inklusiv oder exkludierend?

von Ansgar Drücker

Ich verwende Inklusion in diesem Artikel in einem weiteren Verständnis, das über die Einbeziehung von oder das von vornherein selbstverständliche Zusammenleben mit Menschen mit Behinderungen hinausreicht. Es geht also um verschiedene Differenzkategorien, die gesellschaftliche Ausschlüsse produzieren, und in diesem Artikel – im Sinne einer Ergänzung der anderen Artikel dieser Ausgabe – schwerpunktmäßig, aber nicht nur, um interkulturelle Öffnung. Der Text fußt auf einem Vortrag, den ich auf der Konferenz der Großstadtjugendringe gehalten habe und ist somit bewusst nicht im Stile eines wissenschaftlichen Fachaufsatzes gehalten.

Inklusion bedeutet Einbeziehung, Dazugehörigkeit – und zwar von vornherein, meint aber auch die bedingungslose Anerkennung der Heterogenität, also der Vielfalt der Menschen. Das ist die Perspektive, mit der Inklusion im interkulturellen Kontext in der Tat eine begriffliche Erweiterung gegenüber Integration darstellt.

Im herrschenden Verständnis von Integration wird etwas Anderes, Fremdes, Abweichendes, von Außen kommendes in eine bestehende Normalität, die dabei weitgehend unverändert und vor allem unhinterfragt bleibt, eingefügt. In der französischen Gebärdensprache führt man einen einzelnen senkrecht gestreckten Zeigefinger in die waagrecht gespreizte andere Hand – das symbolisiert schon bildlich die einseitige Anpassungsleistung auf Seiten der Minderheiten bzw. der Benachteiligten und die durch sie verursachte und daher ihr oft auch zugeschriebene Irritation – und das, obwohl es doch nun schon seit Jahren heißt: „Integration ist keine Einbahnstraße“.

Der Begriff Inklusion hingegen geht von einer von vornherein gegebenen Vielfalt aus. Vielfalt wird als Normalität gesehen und Inklusion will für gleiche Teilhabechancen sorgen. Der Begriff geht also weit über Integration hinaus und nimmt die Mehrheitsgesellschaft stärker in den Blick.

Inklusion ist gegenüber Integration nicht nur eine Weiterentwicklung, sondern beinhaltet einen grundlegenden Perspektivwechsel – im Sinne einer Anpassung des Systems an die Menschen und ihre Bedürfnisse und nicht der Menschen und ihrer Bedürfnisse an das System.

Der Begriff „gehörte“, um es etwas vereinfacht zu sagen, bisher den Interessengruppen von und für Menschen mit Behinderungen. Wir erleben inzwischen aber eine zunehmende Ausweitung des Begriffs in einem Verständnis, wie es auch dieser Ausgabe zugrunde liegt. Das ist gar nicht so ganz neu: Im Bildungsbereich tauchte der erweiterte Inklusionsbegriff beispielsweise schon 2008 bei der 48. Weltbildungskonferenz in Genf auf. Dort ging es unter der Überschrift Inklusion um die Bildungsbeteiligung aller benachteiligten Gruppen, also beispielsweise um eine stärkere Einbeziehung sozial und ökonomisch benachteiligter Kinder und Jugendlicher, von jungen Menschen mit Migrationshintergrund, von jungen Schwulen und Lesben usw. Und bereits das Wort Einbeziehung – so wohlwollend und positiv es klingt – enthält schon wieder die sprachliche Falle des „Anderen“, nicht von vornherein selbstver-

ständig dazugehörenden, eigens zu berücksichtigenden. Und in der Tat: In der Praxis bleibt uns dieser (vermeintliche) Gegensatz nie ganz erspart: Wenn die Analyse des Status Quo eine unzureichende Teilhabe ist, dann stellt sich die Frage, wie wir unterrepräsentierte Gruppen besser erreichen. Wir sind also einerseits gefordert, die soziologische Perspektive einzunehmen und Benachteiligungen qualitativ und quantitativ zu analysieren bzw. wahrzunehmen. Andererseits sind wir auf der pädagogischen Ebene gefordert diese Unterscheidung, diese Schubladen von „mit“ und „ohne“ Migrationshintergrund, gerade nicht in den Vordergrund zu stellen. Diesen Widerspruch müssen wir annehmen und aushalten, um sowohl auf der individuellen und pädagogischen als auch auf der gesellschaftlichen und politischen Ebene handlungsfähig zu bleiben und weiter zu kommen. Wir müssen es aushalten mit jungen Menschen zu arbeiten, die jede Diskriminierungserfahrung weit von sich weisen, von denen wir aber wissen, dass sie auf jeden Fall einer strukturell diskriminierten Gruppe angehören und ihnen möglicherweise individuelle Diskriminierungserfahrungen etwa beim Einstieg ins Berufsleben oder in einer anderen exponierten Situation noch bevorstehen.

Exkurs: Die Begriffe Diversität und Antidiskriminierung

Neben dem Begriff Inklusion tauchen in der Diskussion auch die Begriffe Diversität und Antidiskriminierung immer wieder auf, auf die ich ebenfalls kurz eingehen möchte.

Auch der Begriff Diversität geht von einer von vornherein vorhandenen Vielfalt aus – diese Vielfalt ist der Normalfall in unserer Gesellschaft, so die Kernthese. In einer diversitätsbewussten Perspektive rücken aber die gesellschaftlichen und politischen Machtverhältnisse stärker in den Mittelpunkt. Das unterscheidet Diversität oder Diversitätsbewusste Bildungsarbeit vom Modebegriff „Diversity“, wie er in Unternehmen und zunehmend auch in der öffentlichen Verwaltung verwendet wird.

Wir verwenden im Netzwerk Diversität (www.netzwerk-diversitaet.de), das IDA gemeinsam mit anderen Trägern aufgebaut hat, bewusst den Begriff „Diversität“ und „diversitätsbewusste Bildungsarbeit“, um deutlich zu machen, dass wir ein anderes Verständnis als die im Unternehmensbereich unter „diversity management“ firmierenden Ansätze verfolgen. Im Vordergrund unseres Interesses stehen weder die Gewinnmaximierung noch die Erschließung bisher unzureichend genutzter personeller Ressourcen, sondern das Ziel, möglichst vielen Menschen Zugänge zu gesellschaftlichen Ressourcen und zu Teilhabe zu ermöglichen.

Unserer Herangehensweise an das Begriffsfeld Diversität liegt eine Perspektive zugrunde, die Chancengleichheit und Teilhabegerechtigkeit für alle als Ziel verfolgt und somit auch Antidiskriminierung als zentrales Element umfasst. Insofern bedeutet diversitätsbewusste Arbeit immer auch eine Sensibilisierung für Erfahrungen und Strukturen von Privilegierung und Diskriminierung.

In der Kinder- und Jugendarbeit geht es nicht nur um die „klassischen“ Kategorien der Antidiskriminierungspolitik, wie sie etwa im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz auftauchen, also ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion bzw. Weltanschauung, Behinderung, Alter und sexuelle Identität, sondern es geht beispielsweise auch um den sozialen Status, denn das zur Verfügung stehende Familieneinkommen ent-

scheidet mit darüber, an welchen Angeboten der Freizeitgestaltung und eben auch der Kinder- und Jugendhilfe junge Menschen teilnehmen können.

Gerade der soziale Status spielt aus meiner Sicht in der Diskussion um Diversität und Antidiskriminierung bisher eine untergeordnete Rolle. Für die Kinder- und Jugendarbeit ist er jedoch ein wichtiger Faktor. In manchen Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe ist inzwischen allgemeiner von benachteiligten Jugendlichen die Rede, nicht mehr nur von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Migrationshintergrund und soziale Benachteiligung hängen zwar zusammen, sind aber natürlich nicht dasselbe. Im Gegenteil: Viele Unterschiede zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, die vermeintlich am Migrationshintergrund liegen, haben ihre Ursache eigentlich in sozialen und in Milieu-Unterschieden. Insofern ist es immer wieder wichtig, darauf zu achten, Individuen nicht bzw. nicht nur über ihre Gruppenzugehörigkeit (z. B. zu einer benachteiligten Gruppe) wahrzunehmen oder gar zu definieren und sie damit womöglich sogar auf eine Art Opferrolle zu reduzieren. Es gilt, Unterschiede zwischen Individuen anzuerkennen, denn Fähigkeiten, Vorlieben etc. können nicht von sozialen Gruppenzugehörigkeiten abgeleitet werden.

Im Bereich der Antidiskriminierungsarbeit und der Arbeit zum Beispiel mit jungen Menschen mit Migrationshintergrund und anderen Benachteiligungen und auch in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, spielt der Empowerment-Ansatz eine wichtige Rolle. Er zielt darauf ab, Menschen, die oft überhört und übersehen werden, eine Stimme zu geben, ihr Selbstwertgefühl zu steigern, sie sichtbar zu machen, ihnen eine Bühne zu bieten, sie zu ermutigen und zu stärken.

Das Prinzip der Antidiskriminierung kann zum einen als Haltung beschrieben werden. Ein Träger macht sich selbst und den Teilnehmenden an seinen Angeboten deutlich, dass er sich gegen Diskriminierung wendet und entsprechende Maßnahmen ergreift. Zum anderen kann es als Strategie beschrieben werden, Diversitätsbewusstsein wirksam werden zu lassen. Wer möglichst viele – bewusste und unbewusste – Ausschlüsse bearbeitet, wer ggf. positive Maßnahmen – auch ein Fachbegriff in diesem Kontext – ergreift, um benachteiligten Gruppen eine Teilnahme an Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit zu ermöglichen, der verwirklicht eine Strategie der Antidiskriminierung. Ein anderer Aspekt des Begriffes ist der Schutz vor Diskriminierung und ggf. auch die Unterstützung von Betroffenen. Dies kann sich auf juristische, finanzielle, psychologische und psychosoziale Aspekte beziehen. Wo Jugendliche zusammen sind, kann es leicht zu Diskriminierungen kommen. Es gehört zur notwendigen Kompetenz von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden sie zu erkennen, zu benennen, notwendige Schutzmaßnahmen für die Betroffenen zu ergreifen und sie für die Zukunft zu verhindern.

Ein paar Schlaglichter mitten aus der Jugendverbandsarbeit

Nehmen wir einmal die Falken. Da sitzen plötzlich aufgeschlossene junge Menschen, die man vielleicht schon oft im Jugendring gesehen hat und die sich engagiert im Jugendring beteiligen, und tragen plötzlich ein Blauhemd, weil heute Falken-Mitgliederkonferenz ist. Selbst innerhalb von Jugendringen kann das beispielsweise Vorstandsmitglieder aus anderen Verbänden, die dort vorbeischaun, noch überraschen. Das Bild wirkt auf jede und jeden anders – was die eine irritiert, überrascht den anderen. Die Blauhemden strahlen eine positive und ungezwungene Verbandsidentität aus. Der Stil der Blauhemden variiert durchaus, es lassen sich gewisse mo-

dische Orientierungen erkennen: Die in der Europäischen Jugendpolitik tätige Falkin trägt vielleicht ein österreichisches Blauhemd – eng geschnitten – oder der Falke aus dem Queer-Arbeitskreis trägt ein Blauhemd mit maritimer Anmutung – eher in Richtung Matrose. Und der klassische Falken-Funktionär trägt natürlich den Aufnäher seines Kreisverbandes an der vorgesehenen Stelle. Eine Uniformierung wäre für Falken schwer erträglich, so verstehen sie das Blauhemd auch nicht. Es trägt vor allem auf internen Veranstaltungen zum Gemeinschaftsgefühl bei und ist Ausdruck einer auch persönlich empfundenen verbandlichen Identität, übrigens auch auf internationaler Ebene. Aber die Frage liegt nahe: Wie wirkt das auf Neue? Wie wirkt das vielleicht auf Eltern, die in Osteuropa aufgewachsen sind? Wie wirkt das – ohne Vorankündigung – auf junge Menschen, die es im Falkenheim immer so cool fanden, dass sie sich jetzt ein Seminar oder eine Versammlung angucken wollten? Umgekehrt suchen sich beispielsweise viele Eltern mit türkischem Migrationshintergrund und linker Ausrichtung gezielt die Falken als linken Jugendverband beispielsweise für Ferienmaßnahmen ihrer Kinder aus. Ein klares Profil sendet auch in die Einwanderungsgesellschaft ganz unterschiedliche Signale aus – und das ist ja auch gut so.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich schätze es nicht nur persönlich, in den vielfältigen Jugendorganisationen immer wieder auf überraschende und auch für mich neue „Kulturen“ und Verbandsidentitäten zu stoßen, denn sie haben auch eine deutliche Botschaft nach innen und sind sichtbar werdender Ausdruck von Gemeinschaft und Identität. Dennoch ist es in Bezug auf das Thema Inklusion wichtig, die Wirkung derartiger Signale und ihre mögliche ausgrenzende oder zumindest abgrenzende Wirkung zu reflektieren – und das nicht mit der Absicht das Blauhemd abzulegen.

Nehmen wir einmal die Jugendfeuerwehr. Gut die Hälfte Uniformträger und ein paar weniger -trägerinnen sind kein ungewöhnliches Bild auf Versammlungen und Tagungen. Ich durfte kürzlich miterleben, wie ein italienischstämmiger Aktiver aus der Bremer Jugendfeuerwehr auf Bundesebene geehrt wurde. Er erzählte, wie schwer es war seine Eltern davon zu überzeugen, ihn zur Jugendfeuerwehr gehen zu lassen, weil die Feuerwehr in Italien – zumindest nach Einschätzung der Eltern aus *ihrer* Zeit in Italien – eine Art paramilitärische Organisation ist. Die Jugendfeuerwehr macht sich in den letzten Jahren – angeregt durch Projekte von der Bundesebene – Gedanken über ihre Öffnung. Auf einem Inklusionskongress der Jugendfeuerwehr in Flensburg ging es vor allem um die Mitwirkung von Menschen mit Behinderungen in der Jugendfeuerwehr und es wurden beeindruckende Beispiele zur Einbeziehung von Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen vorgestellt. Die größte Beruhigung war aber, als der Vertreter der Feuerwehrversicherung mitteilte, dass alles, was bei der Einbeziehung von Menschen mit Behinderungen auch in den „echten“ Feuerwehrdienst passieren kann, versichert ist. Der Projektbeirat hat ihn sofort verpflichtet, den Sachverhalt für die Verbandszeitschrift aufzuschreiben, um das oft bemühte Totschlagargument des Versicherungsschutzes aus der Welt zu schaffen. Und als der Deutsche Feuerwehrverband sich dem Thema Interkulturelle Öffnung näherte, stammten fast alle Best-Practice-Beispiele aus dem Dunstkreis der Jugendfeuerwehr. Projekt wie „Strukturfit für Demokratie“ oder „Deutsche Jugendfeuerwehr – Unsere Welt ist bunt“ sind auch vor Ort angekommen. Hier hat ein Verband, der durch eine sehr spezielle Ausrichtung und durch Uniformen auf viele Jugendliche exkludierend wirken kann, sich den Herausforderungen einer offenen Gesellschaft gestellt – und hat sich dadurch irritieren und bereichern lassen.

Nehmen wir einmal einen katholischen Jugendverband. Ich habe in der katholischen Jugendarbeit zu meiner eigenen Überraschung mehr Schwule und Lesben kennengelernt als in manch anderem Jugendverband – nicht alle waren oder sind immer überall geoutet, nicht alle sind für ihre ganze Jugend dabei geblieben, aber offensichtlich gibt es das Gute im Schlechten, also das gute Gefühl von Schwulen und Lesben in einem Verband, der innerhalb einer kirchlichen Struktur tätig ist, die praktizierte Homosexualität als Sünde bewertet. Und viele möchten ihre Zeit nicht missen, haben dort wichtige Erfahrungen der Selbstwirksamkeit gemacht und sind auf Solidarität und Anerkennung gestoßen. Auch Menschen, die in anderen Kirchen Mitglied sind oder sich gar nicht religiös betätigen – unabhängig davon, was auf ihrer Lohnsteuerkarte steht – finden immer wieder eine Heimat auch in kirchlichen Jugendverbänden. Und dennoch wird der Begriff „katholisch“ oder „evangelisch“ natürlich auch als eine Abgrenzung gegenüber z.B. den allermeisten türkeistämmigen oder arabischstämmigen Menschen im Lande empfunden. Dies ist bereits ein Hinweis darauf, dass interkulturelle Öffnung für einen christlichen Jugendverband völlig anders verlaufen kann als für einen weltanschaulich neutralen, z.B. einen helfenden Verband.

Nun, die Liste dieser charmanten Vielfältigkeiten aus dem Jugendverbandsbereich ließe sich beliebig fortsetzen – einschließlich ihrer auf den ersten Blick von außen manchmal etwas skurril wirkenden Elemente. Beim genaueren Hinschauen wird nämlich deutlich, dass bei allen Gemeinsamkeiten zwischen Jugendverbänden sich doch verbandskulturelle und milieuspezifische Eigenheiten nicht nur an der Oberfläche beschreiben lassen, die erklären, warum sich Menschen dort zu Hause fühlen. Natürlich kommen biografische Zufälle hinzu, natürlich gibt es Menschen, die den Verband wechseln, ebenso wie Doppelmitgliedschaften, aber oft eben auch eine so enge Verbindung und Identifikation, dass der Verband zum Teil der eigenen persönlichen Identität wird.

Das funktioniert nur deswegen, weil es in jedem Verband identitätsstiftende Eigenheiten gibt. Daher geht es im Sinne von Inklusion und interkultureller Öffnung nicht darum, die Eigenheiten zu schleifen, um plötzlich *alle* jungen Menschen – und so im Extremfall vielleicht letztendlich *niemanden* mehr zu erreichen. Stattdessen geht es aus meiner Sicht um eine Reflexion der eigenen Wirkung, der eigenen Ausstrahlung, des eigenen Images – in kultureller, ästhetischer und milieuspezifischer Hinsicht. Dies geschieht nicht notwendigerweise in der Absicht, daran etwas zu verändern, obwohl auch das gelegentlich dringend angesagt sein kann, sondern eher, um die wichtigen Erstkontakte mit Noch-Nicht-Mitgliedern bewusster zu gestalten, also den Auftakt zu einer Ferienfreizeit – schon beim Vorbereitungstreffen und erst recht am ersten Tag unterwegs –, den Auftritt in einer Schule, z.B. bei Projekttagen zum Thema Antirassismus, oder bei öffentlichkeitswirksamen Events.

Ein Zwischenfazit: Einerseits ist es notwendig zu reflektieren, welche Signale ein Verband bewusst und vor allem unbewusst aussendet und welchen Eindruck er auf Menschen erweckt, die die Verbandslandschaft nicht kennen. Und dann kann eben das mehrfach auftretende blaue Falkenhemd durchaus befremden. Und das bedeutet aber andererseits nicht, dass die Tracht, die Kluft, die Uniform oder das Blauhemd an den Nagel gehören.

Inklusion als Anstoß für die Öffentlichkeitsarbeit und Organisationsentwicklung von Jugendverbänden und -ringen

Die Zahl junger Menschen nimmt zu, denen sowohl das Konzept „Jugendverband“ als auch die Ausrichtung des jeweiligen Jugendverbands erklärt werden muss. Und hier bringt uns das Thema Inklusion nicht nur an die Jugendlichen mit Migrationshintergrund heran, sondern auch an viele andere bisher unterrepräsentierte Schichten oder Milieus von jungen Menschen, für die die Verbandslandschaft möglicherweise ebenso ein Buch mit sieben Siegeln ist, zu dem sie keinen eigenen Zugang haben und ihn auch nicht von selbst entwickeln werden.

In der sogenannten Integrationspolitik macht gerade das Schlagwort „Willkommenskultur“ die Runde. Der Begriff provoziert zu Recht Widerspruch, zum Beispiel bei der Frage, ob Menschen die hier geboren sind, jetzt *erst* oder jetzt *noch* eigens hier willkommen geheißen werden können oder müssen; zum Beispiel bei der Frage, ob damit nicht die Rollen Gastgeber und Gast erst noch einmal manifestiert werden, bevor man sie versucht aufzulösen. Ich möchte das Wort dennoch aufgreifen, um es in die Jugendverbandsarbeit hereinzuholen. Das klassische Willkommensritual eines Jugendverbandes ist die Aufnahme – hier reichen die Gewohnheiten von einer ggf. religiös unterlegten Aufnahmefeier wie in meinem Heimatdorf bei der Katholischen Landjugendbewegung über das eher zweckmäßige Ausfüllen eines Formulars, um eine Mitgliederermäßigung für eine Ferienfreizeit in Anspruch nehmen zu können, bis hin zu einer Art offenem oder gefühltem Mitgliederbegriff, der gar keine formale Aktivität erfordert. Mitgliederwerbung ist in den meisten Jugendverbänden ein Thema, gelegentlich auch ein mit offenen Fragen, mangelnden Erfolgen und Nachwuchsproblemen verbundenes und daher schwieriges Thema. Überlegungen zur interkulturellen Öffnung können ein guter Anstoß sein, darüber nachzudenken, wie der Zugang zum Verband für die wachsende Gruppe der jungen Menschen gestaltet werden kann, die keine konkrete Vorstellung vom jeweiligen Verband haben. Mein Eindruck ist, dass sich die unterschiedlichen Selbstdarstellungen der Verbände tendenziell eher einander angenähert haben. Es ist viel von Spaß erleben und Gemeinschaft die Rede – vielleicht gibt die Bildsprache noch ein paar spezifische Hinweise, aber oft sind selbst die Bilder junger Menschen von derselben Bilder-DVD des Deutschen Bundesjugendrings oder aus der derselben Fotodatenbank im Internet entnommen. Manchmal entsteht der Eindruck, dass die Jugendverbände in dem Bemühen, offen für alle Jugendlichen zu sein, tendenziell keinen mehr zu erreichen drohen, weil sich kaum jemand vom Auftritt eines bestimmten Jugendverbandes wirklich angesprochen fühlt. Aus meiner Sicht kommt daher der Darstellung der Vielfalt und gesellschaftlichen Breite der Jugendverbandsarbeit durch die Jugendringe eine wachsende Bedeutung zu. Dies gilt insbesondere, aber wie gesagt nicht nur, in Hinblick auf Jugendliche mit Migrationshintergrund, die häufig weniger familiäre oder individuelle Zugänge zur Jugendverbandsarbeit haben.

Wenn der Eindruck entstanden ist, dass dieser Text längst bei Fragen der allgemeinen Öffentlichkeitsarbeit, ja der Organisationsentwicklung angekommen ist, so war dieser Exkurs zumindest beabsichtigt, denn ich bin überzeugt davon, dass eine technokratisch oder rezeptartig umgesetzte interkulturelle Öffnung ein paar nette Impulse und Anfangserfolge erzielen kann, dass Verbände sich aber nur wirklich öffnen, wenn sie auch zu strukturellen Veränderungen bereit sind. Nicht überall müssen sie so weit gehen wie bei der djo – Deutsche Jugend in Europa, die in einem Jahrzehnt aus einem wenig zukunftsfähigen Vertriebenenverband einen interkulturellen Verband gemacht hat, der inzwischen als eine Art Dachverband für verschiedene Migrant_innenjugendselbstorganisationen fungiert. Dieses Beispiel zeigt aber, dass die Interkulturelle Öffnung Anstoß für ohnehin angesagte Veränderungsprozesse sein

kann, wenn es denn ernst gemeint ist. In der Arbeit des IDA ist es immer wieder frappierend, wie sehr sich die Strategien der Einbeziehung oder der Antidiskriminierung in Bezug auf Menschen mit Migrationshintergrund, Schwule und Lesben, Menschen mit Behinderungen usw. auf der strukturellen Ebene ähneln – bei allen inhaltlichen und strategischen Unterschieden im Detail. Das war für IDA der Grund das Thema Diversität stärker auf die Tagesordnung zu setzen und zu einem Themenfeld weiter zu entwickeln, mit dem sich IDA auch nach außen darstellt.

Kaum ein Jugendverband tritt, mit Ausnahme einer klaren Abgrenzung gegenüber Rechtsextremen vielleicht, explizit ausschließend auf. Im Gegenteil wird auf der verbalen Ebene fast schon zu stark, nämlich hier und da irreführend – die Offenheit für alle und alles betont. Das ist zunächst auch gut so, betont es doch die eigene offene Haltung, die Bereitschaft sich einer offenen Gesellschaft und ganz unterschiedlichen Menschen und damit auch der sozialen und gesellschaftlichen Realität zu stellen. Aber wir müssen uns auch selbstkritisch fragen, ob die verbale Offenheit nicht stärker eine politisch korrekte Erzählung ist, ein Mantra, das wir eher aus pädagogischer Gewohnheit vor uns hertragen. Und wir müssen uns vor allem fragen, ob es auch auf der strukturellen Ebene gilt. Gegenüber einzelnen Jugendlichen offen zu sein, gehört ja schon zum Selbstbild von älter werdenden Hauptamtlichen notwendigerweise hinzu, um jugendkulturell nicht den Anschluss zu verlieren. Aber sind wir als Jugendverbandslandschaft auf der strukturellen Ebene exkludierend? Werden dort Ausschlussmechanismen sichtbar? Ich befürchte ja, einige Stellen möchte ich im Folgenden in sechs Stichworten ansprechen.

Sechs Stichworte aus dem Innenleben der Jugendverbandsarbeit

Erstes Stichwort: Verteilungskämpfe. Ich habe Jugendverbände und vor allem Jugendringe bisher fast immer auch als Besitzstandswahrer wahrgenommen (und mich selbst daran beteiligt). Im wertneutralen Sinne bedeutet dies, dass Jugendringe und Jugendverbände dafür kämpfen, dass ihre Stellen und Einrichtungen weiter finanziert werden, neue Projekte initiiert werden können und Lohn- und Kostensteigerungen aufgefangen werden können. In einem wertenden Sinne des Wortes Besitzstandswahrer werden Jugendringe aber auch als diejenigen wahrgenommen, die den Zugang zu Fördermitteln kontrollieren, die drinnen sind, wo andere noch rein wollen, und die kein Interesse daran haben, den Kuchen mit allen anderen zu teilen. Gerade auf kommunaler Ebene ist die Rolle der Jugendringe sehr unterschiedlich – daher will und kann ich das nicht insgesamt bewerten. Ich habe aber allerlei argumentative Verrenkungen erlebt (und mich daran beteiligt), um Offenheit zu signalisieren, ohne die eigenen Mittel zu gefährden. Etwas deutlicher: Die Position, dass interkulturelle Öffnung nur dann funktioniert, wenn andere sie bezahlen, ist weit verbreitet und ergibt sich zum Teil aus der Rollenzuschreibung von Geschäftsführer_innen oder Vorsitzenden, die zunächst – das ergibt sich schon aus der jeweiligen Satzung – für das Wohl ihres eigenen Vereins zu sorgen haben. An vielen Stellen ist es mit dieser Taktik erfolgreich gelungen, zusätzliche Mittel zunächst einzuwerben und dann ggf. auch dauerhaft für die dann größer gewordene Szenerie der Jugendarbeit zu sichern. Oft erfolgte eine Anschubfinanzierung über Tandemprojekte oder Starthilfeprojekte – in einigen Fällen war zumindest der finanzielle Nutzen bei den etablierten Trägern der Mehrheitsgesellschaft größer als bei den Migrantenorganisationen. Auch in der konkreten Zusammenarbeit also sind zwar viele Double-win-Situationen denkbar, steht aber auch das Risiko im Raum gesellschaftliche Strukturen der Ungleichheit zu reproduzieren, obwohl sich die Jugendverbände doch eigentlich für einen Teil „des Gu-

ten“ halten. Es sind jedenfalls kaum Beispiele bekannt, in denen Jugendverbände der Mehrheitsgesellschaft von sich aus auf Mittel verzichtet haben, und nicht jede Double-Win-Situationen war symmetrisch, denn auch auf einem Tandem sitzt immer eine_r vorn. Einige Migrant_innenorganisationen, die im Rahmen von Tandem- oder Modellprojekten gezeigt haben, was sie leisten können, mussten anschließend den mühsamen Weg oben herum, also über Verwaltung oder Politik gehen, um auch nur in die Richtung einer Regelförderung zu gelangen.

Der Deutsche Bundesjugendring hat nach Anstößen von innen und außen den Bund der Alevitischen Jugendlichen in Deutschland – entgegen den Prognosen seiner Vorstandsmitglieder noch zwei Jahre zuvor – dann doch sehr zügig aufgenommen, was auch an der guten Performance des Verbandes und der wirkungsvollen Unterstützung durch Verbündete unter den Mitgliedsorganisationen des DBJR lag. Ich bin überzeugt, dass Jugendringe, die sich den gesellschaftlichen und demografischen Realitäten – mit welchen noch so berechtigten formalen Argumenten auch immer – nicht zu stellen bereit sind, ihre monopolartige Stellung selbst in Frage stellen und dazu beitragen, dass möglicherweise Strukturen und Förderungen außerhalb ihres Einflussbereichs entstehen.

Es ist – so vermute ich – schon deutlich geworden: Ich plädiere nach ersten guten Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Migrant_innenjugendselbstorganisationen für eine zügige Aufnahme in die Jugendringe. Dafür bedarf es vor und nach der Aufnahme eines intensiven Unterstützungsangebotes durch den Jugendring und befreundete Verbände. Gleichzeitig gilt von Anfang an das Prinzip „keine Schonung“, denn das Zuwendungs- und Gemeinnützigkeitsrecht gilt unmittelbar und die Mittelverwendung einer Migrant_innenorganisation unterliegt denselben Anforderungen. Und es ist auch nicht automatisch eine Diskriminierung, wenn ein einzelner Vertreter oder einzelne Vertreterin einer Migrant_innenorganisation im konkreten Fall nicht in einen Vorstand oder ein Gremium gewählt wird, auch wenn es generell den meisten Gremien gut zu Gesicht stehen würde, vielfältiger besetzt zu sein. Diese Normalität wird nach meinem Eindruck dann schneller einkehren, wenn die Organisationen und Verbände zu einem frühen Zeitpunkt den offiziellen Status erhalten, der Prozess dann aber nicht abgeschlossen ist, sondern erst richtig beginnt.

Zweites Stichwort: Elternarbeit. An vielen Stellen in der Jugendarbeit führt an der Einbeziehung der Eltern kein Weg vorbei und einige Jugendliche mit Migrationshintergrund sind nur über den Aufbau von Vertrauen zu den Eltern zu erreichen, ggf. über Schlüsselpersonen, Zugänge von Tandempartnern, Haupt- oder Ehrenamtlichen aus derselben Community usw. Dies kann bedeuten, dass die Jugendverbandsarbeit als ein Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, der sich auch über die Abwesenheit der Eltern definiert, über sein Verhältnis zu den Eltern der jungen Menschen, mit denen er arbeitet oder arbeiten möchte, neu nachdenken sollte.

Drittes Stichwort: Soziale Herkunft und Benachteiligung. Ich war im Projekt InterKulturell on Tour engagiert, bei dem es um die Einbeziehung junger Menschen mit Migrationshintergrund in die Internationale Jugendarbeit ging. Es ist inzwischen in der jugendpolitischen Initiative JiVE – Jugendarbeit international – Vielfalt erleben aufgegangen. Inzwischen wurde die Zielgruppe von jungen Menschen mit Migrationshintergrund zu benachteiligten Jugendlichen verändert. Dies trägt nicht nur der Erkenntnis Rechnung, dass nicht alle jungen Menschen mit Migrationshintergrund benachteiligt sind, sondern dass neben Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen auf-

grund der ethnischen Herkunft der soziale Status eine wichtige Rolle für Ausgrenzungserfahrungen junger Menschen spielt. In der Internationalen Jugendarbeit gelten auf dieser Ebene inzwischen junge Menschen unterhalb des Gymnasiums als Benachteiligte, auch wenn das beispielsweise in Bayern, dem Bundesland mit der niedrigsten Übergangsquote ins Gymnasium, vielleicht etwas befremden mag. In diesem Zusammenhang halten auch die Jugendverbände nicht immer, was sie an Offenheit versprechen.

Viertes Stichwort: Interkulturelle Öffnung der Jugendverbände oder Förderung von Migrant*innenjugendselbstorganisationen? Immer noch werden diese beiden Wege gelegentlich gegeneinander diskutiert. Ich halte das für wenig hilfreich, da die jungen Menschen selbst die handelnden Subjekte sind und sich selbstbestimmt aussuchen, in welcher Weise – wenn überhaupt – sie Angebote aus dem Bereich der Jugendverbände wahrnehmen. Der Sport blickt auf eine lange Diskussion über früher sogenannte eigenethnische Sportvereine, die heute eher als Migrantensportvereine bezeichnet werden, zurück. Die Argumentation innerhalb der Sportverbände lautete: „Die Sportvereine sind doch offen für alle. Warum müssen die Migranten jetzt eigene Sportvereine gründen? Die können doch einfach bei uns mitmachen.“ Oft wurde vergessen, dass es auf dem Vereinsfest im Wesentlichen Bratwurst und Bier gibt, dass vor allem in der Mehrheitsgesellschaft beliebte Sportarten vorrangig angeboten werden und dass zum Teil Trainer*innen und Übungsleiter*innen aufs Feld oder in die Halle geschickt wurden, deren Sprachgebrauch vorsichtig formuliert nicht immer besonders kultursensibel war. Genau dieselbe Diskussion gab es übrigens über schwule und/oder lesbische Sportvereine. Mit fast austauschbaren Argumentationssträngen war es auch hier ein langer Weg, bis die Sportverbände begriffen hatten, dass sich die Schwulen und Lesben nicht länger vorschreiben lassen, wie und mit wem sie Sport machen, sondern für die von ihnen gewählte Form die Aufnahme in die Sportverbände oder die Berücksichtigung bei Hallenzeiten einfordern. In geradezu grotesken Abwehrversuchen wurden ironisierende Namen wie „Wärmer Bremen“ oder „Vorspiel Berlin“ überwiegend von älteren Herren skandalisiert. Heute gefährden auch diese Vereine nicht mehr die Würde des deutschen Sports, sind aber weiter erforderlich, da sich zumindest im subjektiven Erleben vieler Schwulen und Lesben eben doch zeigt: Die Sportvereine sind nicht für alle gleich offen. Und andererseits beobachten wir auch, wie eine aus meiner Sicht wachsende Zahl von jungen Menschen mit Migrationshintergrund, aber auch von Schwulen und Lesben in den klassischen Sportvereinen der Mehrheitsgesellschaft ganz selbstverständlich mitwirken.

Ich habe die Beispiele mit Bezug auf Migrant*innen und Migranten sowie Schwule und Lesben bewusst nebeneinander gestellt, um den Aspekt der Intersektionalität aufzugreifen. Neben der Parallelität von Ausgrenzungserfahrungen unterschiedlicher Minderheiten und der Chance zum gelegentlichen Erfahrungstransfer gibt es darüber hinaus noch die Mehrfachbenachteiligung. Nicht jeder Migrantensportverein ist wirklich offen für Schwule und Lesben, nicht jeder schwul-lesbische Sportverein hat eine Willkommenskultur für Menschen mit Migrationshintergrund oder Menschen mit geringen finanziellen Möglichkeiten. Und dass formal neutrale und für alle offene Verbände dennoch ausgrenzend wirken oder wahrgenommen werden können, ist schon deutlich geworden.

Migrant*innenjugendselbstorganisationen sind somit nicht das einzige, aber auf jeden Fall *ein* Organisationsmodell für junge Menschen, das es geben muss und das Unterstützung verdient. Es gibt so viele junge Menschen mit Migrationshintergrund,

die bisher nicht erreicht werden, dass beide Modelle nebeneinander existieren können – das der interkulturellen Öffnung der etablierten Verbände und das einer vielfältigen Landschaft von Migrant_innenjugendselbstorganisationen. Ob es sich bei letzterem um ein Organisationsmodell auf Zeit handelt, also bis zur Überwindung von Rassismus und Diskriminierung, oder um ein Organisationsmodell auf Dauer muss heute noch völlig offen bleiben.

Fünftes Stichwort: Tandemmodelle, Coaching-Projekte. Das Projekt InterKulturell on Tour fußte auf Tandems zwischen „etablierten“ Organisationen der Internationalen Jugendarbeit und Migrant_innenjugendselbstorganisationen im Sinne neuer Zugänge für bisher in diesem Arbeitsfeld nicht vertretene Organisationen und einer interkulturellen Öffnung etablierter Träger.

Etwas anders war das Projekt Ö des Landesjugendrings NRW aufgestellt. Es unterstützte ausgewählte Großstadtjugendringe bei der Kontaktaufnahme, Förderung und Integration von Migrant_innenjugendselbstorganisationen in die Jugendringe mit beachtlich konkreten Ergebnissen. Da das Projekt Ö gut dokumentiert ist, verzichte ich hier auf detaillierte Ausführungen. Zitieren möchte ich nur aus einer Beschreibung der Ausgangssituation des Stadtjugendrings Bochum, die relativ typisch sein dürfte: „Für Bochum kann man feststellen, dass die Zielgruppe der Migrantenjugendlichen von der Offenen Kinder- und Jugendarbeit sehr gut erreicht wird. Über 60 % der Stammbesucher_innen in den 33 offenen Kinder- und Jugendeinrichtungen in Bochum sind Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte. Die Situation in der Jugendverbandsarbeit stellte sich dagegen weniger integrationsfreundlich dar: als einzige Migrantenorganisation war die Jugend der Jüdischen Gemeinde Mitglied im Kinder- und Jugendring Bochum und Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte sind bei den Angeboten der Jugendverbände stark unterrepräsentiert.“

Sechstes Stichwort: Flüchtlinge. Junge Geflüchtete werden bisher nicht durchgehend als Zielgruppe der Jugendverbandsarbeit wahrgenommen und spielen auch in der Kinder- und Jugendhilfe insgesamt eine eher untergeordnete Rolle. Glücklicherweise kommt in diese Situation derzeit Bewegung – von aktuellen Beschlusslagen im Deutschen Bundesjugendring über die mit der Abschaffung der Residenzpflicht verbundene größere Bewegungsfreiheit für Geflüchtete bis zu einer politischen Prioritätensetzung auf junge Flüchtlinge in mehreren Bundesländern, zum Teil auch unabhängig von der Farbe der Landesregierung. Und: Es gibt beeindruckende Beispiele, wie junge Menschen mit zum Teil ungesichertem Aufenthaltsstatus in Jugendverbänden und Vereinen Selbstwirksamkeit erleben, Erfolgserlebnisse haben und Solidarität erleben.

„Das Recht auf Freizeit und Erholung muss auch für Flüchtlingskinder gelten“, schreibt der Landesjugendring Nordrhein-Westfalen in einem seiner jährlichen Aufrufe zur Beteiligung von Flüchtlingskindern an Ferienmaßnahmen der Jugendverbände. Diese so selbstverständlich klingende Aussage kommt in der Realität bisher nicht ausreichend zum Tragen. Gerade wenn die Willkommenskultur für geflüchtete Menschen vor Ort sehr geteilt ist, gilt es hier Zeichen zu setzen und eine Selbstverständlichkeit der Kontaktaufnahme und Beteiligung sichtbar werden zu lassen. Jugendverbände haben hier gute Voraussetzungen gesellschaftliche Vorreiter zu sein, indem sie Geflüchtete unabhängig von ihrem Status von vornherein als Mitglieder der Dorf- oder Stadtgesellschaft wahrnehmen – denn das ist die eigentlich auch politisch und gesellschaftlich sinnvolle Perspektive vor Ort, wo nicht über den Aufenthaltsstatus

entschieden wird und dieser insofern auch nicht im Vordergrund stehen muss. Leider bricht sich diese Perspektive erst langsam Bahn.

Inklusion als gesellschaftlichen und politische Haltung

Inklusion ist ein verführerischer, positiver, aber nicht völlig unproblematischer Begriff: Er ermöglicht einen Perspektivwechsel, der der Jugendverbandsarbeit gut tun würde. Er bezieht sich in einem weiteren Verständnis nicht nur auf Menschen mit Behinderungen. Die Perspektive der Inklusion geht über die schöne bunte Vielfalt, in der alles nett und gleichberechtigt nebeneinander steht, hinaus. Unsere Gesellschaft ist nicht nur offen und vielfältig, sondern es geht auch um Machtverhältnisse, Benachteiligungen, Diskriminierungen und ungleiche Teilhabechancen. Dies erfordert die Bereitschaft die soziologische Brille aufzusetzen. Zahlen sprechen eine deutliche Sprache der Nicht-Teilhabe und der Benachteiligung der angesprochenen und weiterer gesellschaftlicher Gruppen. In diesem Verständnis wird Inklusion zu einer gesellschaftlichen und politischen Haltung. Strukturelle Ausschlussmechanismen in den Blick zu nehmen und vor Ort zu bearbeiten, auch das gehört aus meiner Sicht zu den Aufgaben von Jugendverbänden, die sich für die ganze Gesellschaft öffnen wollen, unabhängig von Aufenthaltstitel, Nationalität, körperlicher Verfassung, Geschlecht sexueller Orientierung, Religion oder Weltanschauung junger Menschen.

Ansgar Drücker ist Diplom-Geograf und Geschäftsführer des bundesweit tätigen Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismuserbeit e.V. (IDA) mit Sitz in Düsseldorf. Er ist seit über 30 Jahren ehren- und hauptamtlich in der Jugendverbandsarbeit bzw. Kinder- und Jugendhilfe aktiv. IDA (www.idaev.de) versteht sich als das Dienstleistungszentrum der Jugendverbände für die Themenfelder (Anti-)Rassismus, Rechtsextremismus, Migration, Interkulturalität und Diversität